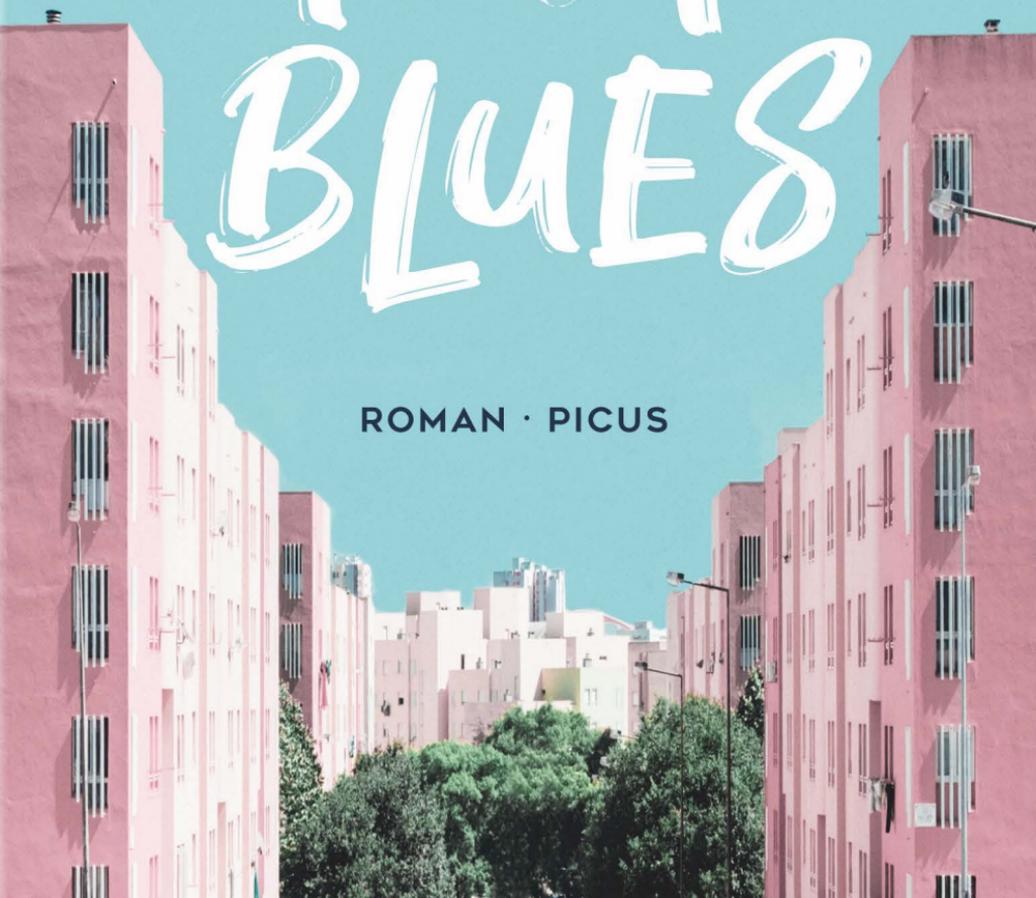


ANNA SILBER

CHOPIN
HOT
BLUES

ROMAN · PICUS



ANNA SILBER

CHOPINHOF
BLUES

ROMAN

PICUS VERLAG WIEN

KAPITEL 1: KATJA

Als Tilo rübersah, wusste ich schon, dass der Boden der Tatsachen ein doppelter war. Dass er es schon wieder tat, obwohl wir die letzten anderthalb Tage damit verbracht hatten, genau darüber zu reden: dass er es nicht lassen konnte. Dass er sich genau die Frauen anlachen musste, die ganz sicher Schwierigkeiten bedeuten würden. Die verheirateten. Die verlobten. Er sah rüber mit diesem Tilo-Blick, obwohl er vor weniger als einer Woche sitzen gelassen wurde, von genau so einer Frau.

»Tilo.«

»Was? Was schaust du so?«

»Guck sie dir an, Mann. Das ist doch scheiße. Die hat doch sogar den Ring am Finger, ich mein, guck halt mal da hin.«

»Ich schau halt woanders hin.«

»Du bist ein Arschloch, Tilo.«

»Aber das ist nix Neues, oder?«, sagte er, als wäre das alles ein Spiel. Ich sah ihm fest in die hellen Augen. Ein bisschen Grün im Blau. *Eine sichere Insel im weiten Meer*, Mamas Worte, hundertmal gehört.

»Ich will gehen.« Ich klang trotziger als gewollt.

»Wieso denn jetzt? Nur weil ich eine Frau anschau?«, fragte Tilo. »Ich mach ja sonst gar nichts, ich geh nicht zu ihr hin, ich sag nix zu ihr, in zwanzig Minuten bin ich hier aus der Tür raus, bring dich zum Bahnhof und dann seh ich die nie wieder, komm schon, Socke, nimm das doch nicht so ernst!«

Ich sah ihn vor mir, an dem Tag, als er ausgezogen war aus dem Kleinen Bahnweg, wie er den Rucksack auf den Koffer und die Sporttasche gehievt hatte und beim letzten Winken wieder alles auseinanderfiel. Wir kannten niemanden mit Auto, in Jugendheimen hatte kein Mensch Geld für ein Auto.

Also war Tilo Zug gefahren, von Kassel nach Wien, wo er überraschend ein Stipendium bekommen hatte. Weder er noch ich waren damals je in Wien gewesen, überhaupt in Österreich. Die weiteste Reise war an die Ostsee gewesen, in unserem dritten oder vierten Jahr im Kleinen Bahnweg.

Tilo sah weiter rüber zu der Frau mit dem Ring. Bis auch sie hersah, ein verwundertes Lächeln auf den Lippen. Sie war schön, ja. Alle seine Frauen waren schön. Und alle hatten sie diesen Blick, wenn sie Tilo ansahen, Tilo mit dem Lockenkopf und den Inselaugen. Ich sah zwischen ihr und Tilo hin und her, bis es nicht mehr auszuhalten war.

»Tilo!« Er drehte sich ein bisschen, sah mich endlich richtig an.

»Sorry.« Er nahm meine Hand, drehte sie um und fuhr routiniert die Narbe in meiner Handinnenfläche entlang. Wie klein waren wir gewesen, wie lang war es her, als Mama uns von einer befreundeten Wahrsagerin erzählte, die händeleesend alle Geheimnisse aufdecken konnte und uns bald besuchen würde. Tilo und ich wollten nicht, dass irgendwer unsere Geheimnisse herausfand. Tilo kam auf die Idee mit dem Messer. Ich fing an, weil er sich nicht traute. Ein schneller Schnitt einmal quer über die Handinnenfläche, damit die Wahrsagerin nichts erkennen würde. Ich schrie nicht, Tilo dafür laut. Mama, die damals schon nicht mehr an Ärzte glaubte, schmierte eine selbst gemachte Creme auf die Schnittwunde, band ein Geschirrtuch darum und setzte mich zwischen Räucherstäbchen. Zwei Tage später fiel ich in der Schule einfach vom Stuhl. Die Lehrerin rief erst den Krankenwagen an, dann das Jugendamt.

»Du warst so tapfer, Katja«, sagte Tilo mit Blick auf die hässliche Verfärbung, die sich quer über meine Hand zog, »ich hätte das nie durchgezogen mit dem Messer. Aber dafür hatte ich dich ja. Hab ich dich ja«, fügte er hinzu, lächelte, als wäre das

alles eigentlich ganz harmlos gewesen. Kein Wort zu Mamas Schweigen, nachdem das Jugendamt zum ersten Hausbesuch gekommen war. Kein Wort zu den Stunden allein, eingesperrt drinnen oder ausgesperrt draußen, weil ich mich in der Schule nicht zusammengerissen hatte, weil ich uns den Staat ins Haus geschafft hatte. Kein Wort zu allem, was danach kam. Ich räusperte mich.

»Pass einfach auf dich auf«, sagte ich leiser.

»Sowieso«, sagte Tilo, der es immer schaffte, dass ihm alle wohlgesonnen waren. Ich warf einen Blick auf die Uhr.

»Komm, wir müssen los.« Tilo nickte, fuhr sich durch die Haare und holte sein Drehzeug aus dem Mantel. Ich sah nicht hin, als wir an dem Tisch der schönen Frau vorbeigingen.

Der Wiener Bahnhof Meidling war so verschandelt wie eh und je, ich winkte Tilo aus dem Zug zu. Wieder war ein Notfall-Kurzbesuch vorüber, ich saß drinnen und er stand draußen, fuhr sich durch die Locken, sah unruhig zwischen mir, der Bahnhofsuhr und der Lok hin und her. Ich musterte ihn, blieb an seinen Schuhen hängen, die wir gestern in einem Secondhandladen gekauft hatten. Die Verkäuferin hatte sie extra für Tilo aufbewahrt, weil sie *sicher keinem sonst so gut stehen würden*. Tilo hatte gelacht, die Schuhe anprobiert, viel zu wenig Geld dafür gezahlt und die alten, mit denen er gekommen war, gleich dort gelassen. Wer traute sich, so zu leben?

Der Zug ruckelte los, von Wien Richtung Berlin. Es stank nach Bremsen. Draußen winkte Tilo ein letztes Mal, bevor er sich umdrehte und zurück in die Bahnhofshalle ging. Von hinten sah er aus wie ein Fremder.

Der Zug hatte gerade Sankt Pölten hinter sich gelassen, als mein Handy klingelte. Ich drückte den Anruf weg. Keine halbe

Minute später rief sie wieder an, wieder drückte ich sie weg. Beim dritten Anruf hob ich ab, alles sinnlos.

»Hallo«, sagte ich.

»Katja«, sagte sie. »Wie geht es dir?«

»Was willst du, Mama?« Der Mann im Sitz gegenüber hob den Blick, sah mich interessiert an.

»Nur anrufen, Katja. Ich will dir nichts Böses.« Ihre Stimme viel zu weich.

»Mh.«

»Wo bist du denn? Wie geht es dir? Bist du unterwegs?« So viele Pseudofragen.

»Ich sitze im Zug.«

»Warst du bei Tilo?« Hatte er ihr erzählt, dass ich kommen würde?

»Ja.«

»Geht es ihm besser?« Also doch. Warum erzählte er ihr von seinem Leben?

»Das musst du ihn fragen, nicht mich. Ich war nur dort, um ihm zu helfen. Aber jetzt muss ich ...«

»Katja, ich will dich nicht aufhalten«, unterbrach sie mich, wenigstens war die Waschmittelstimme weg. Vielleicht hatte sie endlich verstanden, dass sie mir nichts vorzuspielen brauchte. Dass ich nur noch ans Telefon ging, damit Tilo Ruhe gab.

»Was willst du dann?«, fragte ich.

»Ich will nur wissen, ob du sicher zum Jubiläum kommst.«

»Ich habe zugesagt, also komme ich.«

»Gut.«

»Für Tilo komme ich, Mama, nicht für dich.«

»Ich verstehe. Aber ...« Ich legte auf. Der Mann gegenüber sah mich immer noch an. Ich hatte Lust, eine Grimasse zu schneiden oder ihn anzuschreien oder ihm einfach alles zu erzählen, einem wildfremden Mann im Zug, die ganze Ge-

schichte, die niemand außer Tilo und mir kannte. Jedes Detail, das mir einfiel, um die vollen acht Stunden von hier bis nach Berlin zu füllen. Der Mann senkte den Blick, ich atmete aus. *Ruhe im Kopf.*

»Frau März, Sie können nicht jedes zweite Wochenende die Fliege machen, Sie haben Verantwortung, das wissen Sie, oder?« Giacomo stand in meinem Büro und am liebsten hätte ich ihm die Tür in seine parfümierte Visage geknallt. Auf dass es endlich ein Ende nehmen würde, das Sticheln, das Urteilen.

»Es war nur das Wochenende, kein einziger Wochentag«, sagte ich und konzentrierte mich auf meine Stimme, so wie ich es gelernt hatte. Ruhig und selbstbewusst. Das Tempo herunterfahren. Die Worte meines Coaches im Ohr. *Ruhe im Kopf, Ruhe im Körper.*

»Frau März, niemand braucht diese Ausreden.« Giacomo schüttelte den Kopf, eine Theatergeste. Mit jeder Handbewegung, mit jedem Heben der Augenbrauen musste er unterstreichen, dass er es geschafft hatte. Giacomo Andreotti, die Großeltern aus Apulien, die Eltern aus Recklinghausen, er selbst mit fünfunddreißig schon *Head of Human Resources Europe*. Ich atmete aus, immer die Ruhe bewahren.

»Es war eine Familienangelegenheit.«

»Mhm, die berühmte Familienangelegenheit.«

»Ja.«

»Frau März, Sie ...«

»Ich muss leider ins Meeting, es ist gleich zehn«, unterbrach ich ihn und musste mir ein Grinsen verkneifen. Das hatte er von seinem Organisationsfimmel, von seiner Pünktlichkeitsobsession. Ich stand auf, die Bluse kratzte unter meinem Nacken. Kurz der Gedanke, Giacomo zu bitten, die Bluse aufzuknöpfen

und seine Hand auf die juckende Stelle zu legen. Seine Hand einfach dort liegen zu lassen, bis es zehn war, zehn nach zehn, halb elf. Ich drückte die Schultern nach hinten und unten, nickte ihm zu. »Herr Andreotti.«

»Frau März.« Ich ging an ihm vorbei, roch sein Parfüm. Er musste meines auch riechen, fremd war es ihm lange nicht mehr.

Kilian von gegenüber, Büro 307, rückte sich die Krawatte zu-recht, stümperhaft. Den Job würde er bestimmt nicht mehr lange haben.

»Also.« Er sah einmal der Reihe nach kurz in jedes der acht Gesichter im Raum, räusperte sich, »das mit Herrn Gajic, das wird leider noch dauern.« Niemand sagte etwas, nur Giacomo Kugelschreiberklicken war zu hören, nervtötend. Ob er das absichtlich machte? Kilian räusperte sich wieder.

»Sein Antrag liegt bei der Ausländerbehörde, die prüfen ...«

»Herr Scholz, ersparen Sie uns bitte die Details«, unterbrach Giacomo ihn, »es ist Ihre Arbeit, Ihre Verantwortung, Herrn Gajics Relocation sauber über die Bühne zu bringen. Vor ...«, er blätterte eine Seite um, die vor ihm lag, »vor drei Monaten wurde der Antrag gestellt, Herr Gajic sollte lange schon hier sein. Ich muss Ihnen nicht erklären, welche Folgen das hat, Herr Scholz, wenn der neue *Head of IPO* sein Startdatum um mehr als einen Monat verpasst, oder?« Er lehnte sich zurück, seine Rede war fertig, Kilian abgestraft, alle anderen abgeschreckt. Verdammtes Mittelalter in dieser Bank.

»Ich werde mich bemühen ...«, setzte Kilian an.

»Ich bitte darum«, sagte Giacomo, dann drehte er seinen Kopf zu mir. Punkt eins der Agenda erledigt, *Immigration and Relocation Mr. Gajic, Boston (US) to Berlin (GER), process delay, responsible: Mr. Scholz*, stand dort. Alles auf Englisch, obwohl

alle im Raum Deutsch sprachen. Dann Punkt zwei, *Skilled professionals offensive, responsible: Ms. März*.

»Bitte, Frau März«, sagte Giacomo. Ich hatte Lust, ihm den Folder um die Ohren zu hauen. Blätter würden durch die Luft fliegen, Kilian und die anderen würden aufspringen, Giacomo hingegen würde sitzen bleiben und seelenruhig auf seinem Diensthandy die Tastenkombination für Security eingeben, 1435. Er würde den Security-Männern mit Genugtuung dabei zusehen, wie sie mich zum Aufzug bringen würden. Eine Frau, die sich die Blöße gegeben hatte, die durch ihn Stück für Stück an Wichtigkeit gewonnen und sie in einer einzigen Sekunde wieder verloren hatte.

Ich räusperte mich, stand auf, das Tablet in der Hand, drückte auf *Start presentation*, während ich in acht Gesichter sah, die jeden Tag die gleichen waren. Giacomo, Kilian, Jaime, Elias, Jörg, Oliver, Hubert. Und Laurine, Huberts Sekretärin. Alle Blicke auf mir und der kratzenden Bluse, die fast durchsichtig war. Egal. Durchatmen, ruhig sprechen. Gelassenheit in jeder Bewegung. *Ein Dach, ein Dach, was wollen wir mehr*.

»Eine globale Offensive ist, was wir jetzt brauchen, wenn wir verhindern wollen, dass uns der Zug der Zukunft überholt«, begann ich meine Präsentation. Blick auf die Leinwand, dann zu Jaime. »Jeden Tag werden weltweit Hunderte Fachkräfte in Banken relocated, von Kuala Lumpur nach Shanghai, von Teheran nach Paris, von Belgrad nach Montreal. Nur wir bleiben hängen, weil wir in Berlin sind. Wir könnten das hinnehmen und dabei zusehen, wie wir Monat für Monat gegen die Konkurrenz verlieren. Oder aber ...« Ich hielt inne, ging an der Leinwand vorbei, klickte auf *Next slide*, lächelte, atmete, »wir gehen in die Offensive, weltweit. Mit einem neuen Recruitment-Programm, das uns aus der Masse heraushebt. Professionell, strategisch, nachhaltig.« Auf der Leinwand die

Worte auf Englisch: *professional, strategic, sustainable*. Blick zu Jörg, der langsam nickte. Blick zu Giacomo, der anerkennend grinste. Kein Kugelschreiberklicken mehr.

KAPITEL 2: ÁDÁM

Natürlich war Aniko draußen. Ádám wusste es genau. Wo sie stand, wie sie dreinschaute. Er sah sie vor dem Schaufenster stehen, vor diesem Fenster, hinter dem es stand. Das Nilpferd. Und während Ádám zu Hause auf sie wartete, sah Aniko bestimmt gerade auf die schimmernde Haut des majestätischen Tieres. Ádám wusste, dass es unsinnig war, auf dieses Nilpferd eifersüchtig zu sein. Eigentlich verstand er sich selbst nicht, diese Wut. Aber vor allem verstand er Aniko nicht und das war eigentlich das Schlimmste: wie diese Frau, seine Frau, die Buchhalterin mit dem ernstesten Blick Ungarns, sich so in etwas hineinsteigern konnte. Wegen einer faustgroßen Nilpferdfigur.

Ádám stand vom Sofa auf und ging ans Fenster. Ein Gefühl der Nähe zu Aniko erfasste ihn plötzlich. Vielleicht, dachte er, weil sie in diesem Moment ganz ähnlich dastanden, beide vor einem Fenster, beide voller Erwartung. Ádám hoffte, unten die Tür von der Straße in den Innenhof aufgehen zu sehen, und sie zu sehen, wie sie mit ihrem Stakkato-Gang den Innenhof in einer geraden Linie durchquerte. Was Aniko hoffte, konnte er sich denken.

Aniko wollte eine Antwort. Eine Antwort, die Ádám ihr schon hundertmal gegeben hatte: *Ja, natürlich. Ja, nichts wäre schöner.* Aber für Aniko reichte das nicht. Sie brauchte mehr, und darum starrte sie jetzt bestimmt schon seit zwanzig Minuten auf die bronzene Haut des Nilpferds. Weil es schon einmal zu ihr gesprochen hatte. Weil es wieder zu ihr sprechen würde. Dessen war sich Aniko sicher. So sicher, dass Ádám gerne gegen das Wohnzimmerfenster geschlagen hätte.

Er ging in die Küche. Alles, was wichtig war in seinem Leben, befand sich in diesem Raum. Die Gewürzdosens, die er von sei-

nem ersten Gehalt in Wien gekauft hatte. Der jahrzehntealte Sauerteigansatz, den Aniko ihm zur Hochzeit geschenkt hatte. Und darüber thronte das Foto, das alles auf den Punkt brachte: Aniko und er vor dem Standesamt in Wien, er lächelte, sie lachte, mit offenem Mund und weiten Augen. Sie lachte und sah nur ihn dabei an, und ihr blaues Kleid hatte die gleiche Farbe wie ihre Augen und der Wiener Himmel über ihnen. *Ádám* sah das Bild an und schämte sich für seine Unsicherheit, seinen Trotz. Warum wollte er seiner Frau vorschreiben, vor welchem Fenster sie zu stehen hatte und vor welchem nicht?

Als er die Weingläser des Vorabends abtrocknete, hörte er die Wohnungstür leise quietschen.

»Hey!«, rief eine Stimme, die für *Ádám* nach Winter klang, nach stiller Kälte.

»Ich bin hier!«, rief er zurück, hörte ein Rascheln, Schritte, dann stand Aniko in der Küche.

»Und?«, fragte er und versuchte, nicht zu ungeduldig zu klingen.

»Nichts«, antwortete Aniko und sah mehr auf das Glas in seinen Händen als auf ihn, »wieder nichts.« *Ádám* stellte das Glas auf seinen Platz zurück, ging auf sie zu und nahm sie in den Arm. Was war nur mit ihnen passiert, dass eine solch elementare Entscheidung von der vermeintlichen Reaktion eines Nilpferds abhing? Er räusperte sich.

»Pasta?«, fragte er, darum bemüht, mit fester Stimme zu sprechen.

»Nein, geht schon, ich hab keinen Hunger«, sagte seine Frau, die sich durch die hellen Haare fuhr und sie zu einem kleinen chaotischen Zopf zusammenband. *Ádám* nickte. Er lächelte sie an und sah ihr dabei zu, wie sie kehrtmachte, einen kleinen Seufzer ausstieß, aus der Küche ging und ihn zurückließ.

Das Wochenende lag vielversprechend vor Ádám, er hatte Pläne gemacht, die weit weg von Wien und dem Nilpferd führten. Sie würden an den Neusiedler See fahren, die Zugtickets dafür hatte er ausgedruckt, Samstag hin, Sonntag zurück. Als er Aniko in der Früh weckte, drehte sie sich weg.

»*Drágám?*«, fragte er in die dämmrige Stille.

»Mh.«

»In einer Stunde müssen wir los, was magst du frühstücken?«

»Mh.«

»Aniko?« Sie zog sich die Bettdecke über den Zopf, der immer noch auf ihrem Kopf thronte.

»Aniko, bitte.«

»Nein.«

»Es ist alles gebucht und das Wetter ist schön und wir können machen, was wir wollen am See, du kannst auch entscheiden, aber bitte fahren wir, bitte.« Aniko drehte sich stöhnend zu ihm um, zog sich die Decke bis zum Kinn herunter und blinzelte.

»Ich mag da nicht hin, es ist zu kalt«, sagte sie verschlafen und doch so hart, als hätte sie etwas zu verlieren.

»Aber wir haben es gemeinsam geplant«, erwiderte Ádám, »und es ist alles vorbereitet.«

»Dann fahr doch einfach alleine, Mann«, sagte Aniko, während sie sich wieder von ihm wendete. Ádám stand von der Bettkante auf, atmete durch, ging einmal quer durch die Wohnung, zog Schuhe und Arbeitsjacke an, riss die Tür auf, schlug sie hinter sich zu, so laut es ging, und rannte die sechs Stockwerke nach unten, bis er keuchend im Innenhof stand, seinen Herzschlag zählte und sich fragte, wohin mit allem.

Keine halbe Stunde später saß Ádám auf Daniels Couch. Felix wankte durch die kleine Gemeindebauwohnung im Chopin Hof.

Ádám schwieg und sah dem Kleinkind dabei zu, wie es versuchte, an die Fernbedienung zu kommen, die auf dem Couchtisch lag. Daniel rauchte und sah müde aus, müde und grau.

»Danke noch mal«, sagte Ádám, um die Stille zu unterbrechen. Daniel zog an seiner Zigarette und nickte. Felix wankte auf Ádám zu, der das Kind auffing, kurz bevor es auf den Boden gesackt wäre. Er setzte sich Felix auf den Schoß, wippte mit den Knien und strich ihm mit dem Daumen eine der vielen Haarsträhnen aus der Stirn. Ein Wunder, dieses Kind, dachte Ádám.

»Ich weiß es nicht, Alter«, sagte Daniel. Ádám sah ihn fragend an. »Ich weiß nicht, langsam hört sich's echt g'schissen an«, fügte Daniel hinzu.

»Was hört sich geschissen an?«

»Aniko. Die wird ja langsam narrisch, oder? Das siehst du doch auch, Alter.«

»Sie hat einen Stress, das ist alles.« Ádám fragte sich, wem er hier etwas vormachte.

»Was für einen Stress?«, fragte Daniel. »Ihre Arbeit? Komm, so ein Mist. Sie sitzt an einem Schreibtisch und rechnet irgendwas zusammen. Was soll das für ein Stress sein?«

»Nein, ich meine, emotional ist sie gestresst.«

»Ádám.« Daniel sah ihn ernst und immer noch sehr müde an. »Kollege, ganz ehrlich, ich will nicht, dass du so ein blinder Hund wirst wie ich. Reiß dich zusammen. Du machst jeden Scheiß für sie, du gehst joggen mit ihr in Schönbrunn, obwohl man komplett deppert sein muss, wenn man freiwillig durch einen Haufen Schlitzaugen rennen will. Du willst mit ihr an den See fahren, sie muss keinen Finger dafür rühren, und was gibt sie dir dafür? Nix. Gar nix gibt sie dir. Den gleichen Mist wie schon ewig mit dem g'schissenen Nilpferd. Ein Nilpferd, Alter, ein Nilpferd kann ihr doch nicht sagen, ob sie Kinder

mit dir haben soll oder nicht. *Ádám*, komm, denk nach, du bist doch ein Gescheiter.« *Ádám* sah an ihm vorbei und stattdessen auf den kleinen Menschen auf seinem Schoß.

»Aber was ...«, setzte er an, nur um gleich wieder zu verstummen. Felix fing an, sich in seinen Armen zu winden. »Aber, ich will sie ja auch nicht zwingen oder so«, sagte er dann leise, während er das Kind zurück auf den Teppich setzte. Daniel beugte sich nach vorn, drückte seine Zigarette aus und setzte sich seinen Sohn auf die Oberschenkel. Felix quietschte. *Ádám* schwieg.

»Komm«, sagte Daniel, »komm, wir fahren.«

»Wohin?«

»An den See, Alter.« *Ádám* widersprach nicht. Daniel konnte man nichts entgegensetzen.

Sie fuhren im Firmenwagen über die Landstraße. Der Wind piff um den Lieferwagen herum, auf dem in verblasster Neonschrift *MALER MARKUS MALT MASSGESCHNEIDERT* stand. Daniel fuhr, *Ádám* saß rechts, Felix dazwischen.

»Schon sehr schön da«, sagte *Ádám* mit Blick auf den See.

»Wenn man Wasser mag, schon«, erwiderte Daniel. *Ádám* sah ihn an und musste schmunzeln.

»Schon, als ich klein war«, setzte er an, aber Felix funkte dazwischen, indem er laut furzte. *Ádám* sah ihn an, den kleinen Menschen mit den nackten Füßen, der da zwischen ihnen saß und allem freien Lauf ließ, was ihm Schwierigkeiten bereitete, und er merkte, wie das Lachen in ihm hochstieg. Er lachte aus voller Kehle und Daniel, obwohl er das wahrscheinlich ständig erlebte, stieg mit ein, lachte ein raues, zärtliches Lachen und strich seinem Sohn eine Strähne aus der Stirn, während *Ádám* sich die Tränen wegwischte. Felix sah verdutzt von Mann zu Mann und fing zu jammern an.

»Gleich«, sagte Daniel im letzten Lach-Atemzug, »gleich sind wir da, Vogerl.« Felix schien unbeeindruckt von dieser Aussage zu sein. Der kleine Mund öffnete sich tatsächlich vogelgleich und entließ einen durchdringenden Schrei in die Welt. Ádám und Daniel seufzten gleichzeitig. Daniel fuhr auf die Standspur, holte das Kind aus dem Sitz heraus, hielt den kleinen Hintern in die Luft und verzog sein Gesicht.

Ádám sah den beiden zu und dachte an Aniko. An die Übersiedlung nach Wien vor all den Jahren. An die erste Nacht in der Wohnung, für die sie sich so angestrengt hatten. Für die sie alle Fragen nach Heimat oder Zugehörigkeit tief in sich vergraben hatten. Er dachte an seine Mutter, die ihm zum Abschied unbeholfen und etwas zu fest die Wange getätschelt hatte, während sie ihm Gottes Segen gewünscht hatte. *Alles wird anders in Österreich*, hatte sie gesagt, *pass auf, Söhnchen, pass nur auf dich und deine Aniko auf.*

Das Strandbad lag verlassen da. Der letzte Rest Schnee verlor auf Hartplastikwürfeln den Kampf gegen die Sonne. Ádám hielt Felix in den Armen, zeigte in den Himmel, wo Vögel sich hin und her treiben ließen, kitzelte das Kind am gepolsterten Bauch und dachte wieder an Aniko. Ob sie wohl noch im Bett lag? Ob sie sich fragte, ob er wirklich weggefahren war? Vielleicht hätte er ihr doch zumindest eine SMS schreiben sollen. Er versuchte, mit der einen Hand Felix weiter festzuhalten und mit der anderen das Handy aus der Manteltasche zu ziehen, bemerkte dann aber Daniels Blick und ließ es bleiben.

»Hör auf«, sagte Daniel und sah Ádám fest an, »lass sie auch mal hängen, das hat sie verdient, die Gurk'n.« Ádám sah wieder in den Himmel. Hatte sie das wirklich verdient? Er wusste es nicht. Er wusste nur, dass er sie vermisste, trotz allem. Trotz Sturkopf. Trotz Nilpferd.

»Komm, wir fahren zurück«, sagte er nach einer Pause, in der nur Felix' Brabbeln und der Wind zu hören waren, »Felix wird sicher auch bald müde.« Daniel schüttelte den Kopf.

»Nein, *Ádám*, wir bleiben. Damit sie weiß, dass sie sich langsam einmal zusammenreißen muss.«

»Danke Daniel, aber ich glaube, sie hat es jetzt eh verstanden. Komm, wir fahren heim.« Daniel antwortete nicht, sah nur weiter auf den See, bis er irgendwann ganz nahe an *Ádám* herantrat und sagte: »Dir fehlen einfach die Eier, Alter. Wir bleiben jetzt, und es ist mir wurscht, was du sagst. Außerdem hast du das Hotel eh schon bezahlt.«

»Es ist nur eine Pension«, erwiderte *Ádám*, »und so großartig hat die eigentlich gar nicht ausgeschaut, also ...«

»*Ádám*, lass es bleiben. Wir fahren erst morgen und basta.« *Ádám* senkte den Kopf. Felix packte die Gelegenheit am Schopf und *Ádám* kam nicht mehr dazu, sich weiter über Aniko Sorgen zu machen, weil das Kind seine Haare fest nach unten zog. Er hörte Daniel lachen. Vielleicht war es gar nicht so schlecht, einmal mehr auf seinen Freund zu hören.

Felix schlief im Pensionszimmer, während *Ádám* mit Daniel in der Gaststube saß. Das Babyfon neben ihnen rauschte gleichmäßig und *Ádám* fragte sich, ob es etwas Schöneres gab, als zu wissen, dass das eigene Kind friedlich schlief. Ihm fiel nichts Besseres ein, also nahm er noch einen Schluck von seinem Bier.

»Sie hat sich nicht einmal gemeldet«, sagte er leise und sah dabei auf das bestickte Tischtuch.

»So sind's, die Frauen«, sagte Daniel, der versuchte, seinen Bierdeckel in der Mitte zu knicken. »Und wir können nicht ohne sie, aber mit ihnen ist es auch nicht zum Aushalten.« *Ádám* wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Daniel redete selten über das, was mit Jacinta passiert war und wie es jetzt

war. Er wusste nicht, welche Stimmung herrschte, ob Daniel die kleine zurückhaltende Frau vermisste oder verabscheute, ob er froh über die Trennung war oder sich wünschte, er hätte alles anders gemacht. Ob ihm das Arrangement passte, dass jeder Elternteil eine Woche für Felix zuständig war. *Ádám* räusperte sich.

»Fehlt sie dir? Jacinta mein ich.«

»Keine Ahnung, Alter.«

»Sorry. Ich wollte nicht, dass du ... Ich meine nur, also ich vermisse Aniko schon. Jetzt zum Beispiel. Oder wenn sie wegfährt übers Wochenende. Und ich kann mir nicht vorstellen, wie das ist ... Also, wenn da nichts mehr kommt. Wenn ... Du weißt, was ich meine.« Er sah Daniel unsicher an. Daniel nickte langsam.

»Na sicher fehlt sie mir. Manchmal«, sagte Daniel ungewohnt leise und *Ádám* musste sich darauf konzentrieren, genau hinzuhören. »Vor allem wenn der Kleine bei ihr ist, und ich bin allein in der Wohnung und von überallher hörst die anderen. Dann ist es hart. Wenn du allein bist, wenn alle anderen wen haben.« Er fuhr mit dem Zeigefinger über das Babyfon. »Aber es passt schon. Besser als wenn sie noch da wär. Dann wär ich nur grantig die ganze Zeit.« Er nahm einen Schluck Bier. *Ádám* tat es ihm nach und sah auf Daniels Malerfinger auf dem Babyfon.

»Manchmal«, sagte Daniel nach einer Weile, »überleg ich mir, dass ich sie einfach auffliegen lass. Wenn ich einen richtigen Grant auf sie hab, weißt? Dass ich einfach zur Polizei geh und sag: Eigentlich ist sie nur noch da, weil ich nett genug bin, dass ich mich nicht scheiden lass.«

»Aber du machst es nicht.«

»Sicher. Ich bin ja kein Unmensch. Sieben Jahre ist sie jetzt da in Wien, wo soll sie denn hin? Außerdem hat sie ihn ja lieb,

den Kleinen. Und wie soll ich ihm das später sagen, die Mama ist weit weg, in einem Scheißland, und vielleicht haben sie sie schon zusammengeschossen, und weißt, wer schuld daran ist? Dein Papa. Weil er zornig war, der Koffer. Na, sicher nicht.« Daniel schüttelte den Kopf und nestelte weiter an dem Bierdeckel herum.

Ádám nickte und dachte an Aniko, die wahrscheinlich schon im Bett lag. Oder aus Trotz ausgegangen war. Vielleicht hatte sie diese eine Freundin aus der Arbeit angerufen, Clara, und ihr erzählt, dass ihr Mann ein Arschloch sei und dass sie tanzen gehen wolle. Vielleicht hatte sie den Typen aus der ungarischen Botschaft angerufen, der ihr damals vor Ádám's Augen seine Nummer zugeschoben hatte. Vielleicht war sie zu ihm gefahren, vor Stunden schon. Vielleicht trafen sie sich gerade in Anikos Lieblingsbar am Donaukanal. Vielleicht lag seine Hand auf ihrem Bein. Vielleicht lachten sie über Ádám, über seine schüchterne Art. Über seine Unfähigkeit, einen simplen Akt wie eine Passverlängerung durchzuführen, ohne dabei rot zu werden. Ádám räusperte sich.

»Scheiße ist das«, sagte er etwas zu laut. Daniel nickte, hob die Hand und bestellte Schnaps.

Am nächsten Morgen führen sie zurück nach Wien, ohne über den Abend zu sprechen oder noch einmal am See zu halten. Daniel schien wie eingegraben in sich selbst, nicht einmal Felix schenkte er viel Aufmerksamkeit. Eine halbe Stunde am Stück schrie das Kind und Ádám versuchte alles Mögliche, um es zu beruhigen. Irgendwann zitterten seine Hände und er fing leise an, ein Lied aus der Werbung zu summen, Almjoghurt-Werbung. Felix hörte auf zu weinen, starrte ihn groß an und fing an zu brabbeln. Ádám wiederholte das Lied, bis das Kind endlich die Augen schloss.

Er lehnte sich zurück. Sein Rücken tat weh. Und Aniko war sicher wütend. Er wollte nicht nach Wien zurück, lieber wollte er zurück zum See, noch einmal in den Himmel zeigen und Felix' staunenden Blick genießen. Er wollte sich Anikos Vorwürfe nicht anhören, sich nicht entschuldigen müssen. Daniel hatte doch recht – *sie* war schließlich nicht mitgekommen. *Er* sollte wütend sein und eine Entschuldigung einfordern. Aber wann hatte er das das letzte Mal getan? Nicht einmal bei der Botschaft damals hatte er etwas gesagt. Obwohl Aniko den Zettel mit der Handynummer lächelnd entgegengenommen hatte.

»Pauserl«, riss ihn Daniel aus seinen Gedanken.

»Bitte?«

»Wir machen ein Pauserl. Der Kleine hat sich angeschissen, glaub ich.«

Als der Lieferwagen vor der Häuserfront im zwanzigsten Bezirk zum Stehen kam, atmete *Ádám* laut aus und stieg umständlich aus. Daniel ging auf ihn zu. *Ádám* räusperte sich und setzte zu einem Danke an, als Daniel nur sagte: »Passt schon, Alter. Schön war's«, und ihm auf den Oberarm klatschte. *Ádám* wusste nicht, was er sagen sollte. Bitte nimm mich mit? Schönen Abend noch? Kann ich mir bitte deinen Sohn ausleihen?

»Bis morgen«, sagte er stattdessen und versuchte zu lächeln.

»Ich hol dich um sechs«, grinste Daniel, stieg ein und fuhr davon. *Ádám* ging langsam bis zur schweren Haustür und dann noch langsamer durch den Hof. Er hörte sein Herz schlagen und dachte an den Abend, als er Aniko das erste Mal weinen gesehen hatte, Jahre vor ihrer Hochzeit. Daran, wie sie gesagt hatte, dass sie ein Zeichen erhalten habe und dass sie nur rauswolle, raus aus Ungarn, nach Wien, wo nicht alles grau und aussichtslos sei, wo sie es zu etwas bringen könne, anders als in Budapest. Er dachte daran, wie er ständig genickt hatte, wie

besessen von dieser bescheuerten Kopfbewegung, auf und ab und auf und ab, und ihr währenddessen ein besseres Leben versprochen hatte, ein gemeinsames besseres Leben in Wien. Wie alt waren sie gewesen, achtzehn, neunzehn? Er zählte nach, aber verrechnete sich wieder und wieder.

Als er schließlich aus dem Aufzug trat und die Wohnungstür aufsperrten wollte, zitterten seine Hände. Er spürte die Hitze im Gesicht. Die Tür ging von alleine auf.

»Ádám«, sagte Aniko, die nur in Unterhose und einem Top in der Tür stand, als wäre es das Eleganteste, was ein Mensch an einem Februarabend tun konnte.

»Ich ...«, fing Ádám an, aber Aniko nahm ihn am Arm, zog ihn in den schmalen Vorraum, drückte die Tür zu und küsste ihn fest auf den Mund. Ádám wusste nicht, wie ihm geschah. Hatte sie tatsächlich ein schlechtes Gewissen? Oder war etwas passiert?

»Ist was passiert?«, fragte er atemlos.

»Nein, du Depp«, antwortete Aniko, »du hast mir bloß gefehlt.« Sie lächelte. Ádám lächelte unsicher zurück.

»Du mir auch«, sagte er und wollte etwas sagen, was zur Situation passte, irgendetwas, aber Aniko zog ihm schon die Jacke aus, die noch nach Felix und See und Bier roch. Immer noch zittrig versuchte er, es ihr nachzutun und ihr das Top auszuziehen, aber es war zu eng. Aniko schob seine Hände weg und zog es sich selbst aus. Dann drehte sie sich um und ging vor ihm her ins Schlafzimmer, wo sie sich rücklings aufs Bett fallen ließ und sich die Unterhose abstreifte. Ádám folgte ihrem Beispiel, kniete sich vor sie und öffnete vorsichtig ihre Beine. Aniko griff nach hinten und warf ihm ein Kondom zu. Während er es sich überstreifte, musste Ádám an Daniel denken, der jetzt vielleicht gerade auf dem Parkplatz vor dem Chopinhof stand und den schlafenden Felix aus dem Wagen

holte. Ádám stellte sich vor, wie sein Freund nach oben schaute und den schwarzen Wiener Himmel auf sich herunterlachen ließ. Er konnte sich nicht entscheiden, ob es ein schönes Bild war oder ein trauriges.

KAPITEL 3: ESRA

Esra wurde schlecht, als sie durch die erste Schiebetür ging. Warum war alles so leise? Leise und sauber. Sie erinnerte sich daran, dass das hier nur ein Flughafen war und Flughäfen immer etwas Unwirkliches an sich hatten. Sie schmeckte Blut auf den aufgesprungenen Lippen. Die nächste Schiebetür ging auf. Sie hätte auf die Toilette gehen sollen, dachte sie, und sich im Spiegel ansehen. Aber wozu die Eitelkeit? Sie ging weiter, der rechte Fuß und das Bein taten noch weh, aber sie hatte sich daran gewöhnt. Der Mensch konnte sich an fast alles gewöhnen.

Vor Esra ging die dritte Tür auf. Das Gesicht ihrer Mutter war mit einem Mal sehr nah, direkt hinter dem Edelstahlgelenker. Ein enges Gefühl in ihrer Brust. Sie war zurück, zurück in Berlin, wo ihre Mutter bestimmt gerade Allah dankte, dass er ihre Tochter heil heimgebracht hatte. Esra ließ alles geschehen, ließ sich von ihrer Mutter umarmen, von ihrem Vater auf die Wange küssen und den Koffer abnehmen.

»Das Ding sieht aus, als wärst du im Krieg gewesen«, sagte er.

»Barbaros, ich bitte dich«, zischte Esras Mutter, »rede doch nicht vom Krieg, du ...« Esra musste schmunzeln. Sie war wirklich zurück. Sie hatte gewusst, dass dieser Tag kommen würde. Von Anfang an hatte sie es gewusst, wie jedes Mal.

»Und du willst sicher nicht bei uns bleiben?«, fragte ihr Vater, während sie langsam das Flughafengebäude verließen.

»Sicher, *baba*, ganz sicher.« Esra fand ihre eigene Stimme seltsam, als hätte sie nur das Gespenst ihrer Stimme mitgenommen und ihre eigentliche in Honduras zurückgelassen.

»Aber da ist noch dieses Mädchen in deiner Wohnung. Esra, Kind, es geht ja in Ordnung, aber du kannst die zwei Wochen auch bei uns sein, vielleicht ist das besser«, sagte ihre Mutter.

Das Kopftuch knisterte leise, während sie sprach. Esra stellte sich vor, wie sie es vor wenigen Stunden zurechtgezupft hatte, vor dem Spiegel im Flur, wie sie die Nadel über dem linken Ohr herausgezogen und neu angesteckt hatte. Immer war es die über dem linken Ohr, nie eine andere.

»Es geht schon, *anne*, ich besuche euch einfach. Morgen schon.« Ihre Eltern nickten im Gleichtakt. Ihr Vater hob den Koffer in den Kofferraum des Opels, während ihre Mutter nicht von Esras Seite wich.

»Kind«, sagte sie leise, während Barbaros die Türen entriegelte. Esra atmete tief durch.

»Es war ja nicht das erste Mal«, antwortete sie, »das ist meine Arbeit.« Ihre Mutter nickte fest, strich Esra über den Arm und stieg ins Auto. Esra hörte ein Flugzeug starten und fragte sich, warum es sich dieses Mal so anders anfühlte.

Das Mädchen, das sie bisher nur auf Skype gesehen hatte, und das jetzt vor Esra in ihrer Einzimmerwohnung stand, sah sie eingeschüchtert an.

»Esra«, sagte sie, »sagt man das mit rollendem R oder mit dem normalen, also ... mit dem deutschen R?«

»Esra«, antwortete Esra, »mit deutschem R. Also mit türkischem.«

»Ah, und ich hab mich schon gefragt.« Das Mädchen lächelte unsicher. »Also ein türkischer Name.«

»Ja, genau. Und deiner?«

»Ähm ... aus Österreich. Magda. Magdalena. Aber das weißt du ja eh schon.« Ihr Gesicht wurde rot.

»Danke dir auf jeden Fall«, sagte Esra, immer noch mit dieser Gespensterstimme, »das war wirklich nicht geplant, aber wenn du deine Meinung änderst, dann gehe ich sofort, wirklich.« Magda nickte gewissenhaft.

»Kein Problem«, erwiderte sie dann, »es ist ja deine Wohnung und außerdem muss ich dann zwei Wochen weniger zahlen, das macht ja viel aus.« Sie lächelte wieder. Es machte Esra nervös. Lächelte man, weil man sich hundert Euro sparte, obwohl man sich dafür ein Zimmer mit einer völlig Fremden teilen musste?

»Magst du Tee?«, fragte Magda.

»Ja, gerne. Also, kommt darauf an, welchen hast du denn gemacht?«

»So einen Magentee. Spitzwegerich oder so.«

»Gern.« Esra schälte sich aus ihrem Mantel, den sie in Honduras nicht einmal getragen hatte und der ihr nun gigantisch vorkam.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte sie, während sie sich zu Magda an den kleinen Tisch setzte, der am rechten Rand der Wohnung stand. Eine kitschige Kerze stand darauf, daneben lagen eine Zeitung, Stifte und eine halbe Orange.

»Was?«, fragte Magda.

»Dass ich schon hier bin. Also, das war wirklich blöd, ich hatte nicht mitbekommen, dass man das Visum so schnell verlängern muss und dann war es schon zu spät.« Magda nickte verständnisvoll und stellte Esra eine Tasse hin, die ihr unbekannt war. Esra nippte an dem lauwarmen Tee und sah Magda genauer an. Sie war wirklich sehr jung, zweiundzwanzig, aber sie hätte auch jünger sein können. Ein schmales Gesicht und hellgraue Augen, wie Beton in der Sonne. Blonde schulterlange Haare, wahrscheinlich nicht einmal gefärbt. Groß, dünn. Ein österreichisches Mädchen ohne Geld und fast ohne Akzent. Sie klang wie eine Deutsche, die lange weg gewesen war.

»Wie war's so?«, fragte Magda und der Beton in ihren Augen flackerte. Esra zuckte mit den Schultern.

»Es ist eine andere Welt«, antwortete sie langsam und trank

den Tee in einem langen Zug aus. »Ich muss mich hinlegen«, sagte sie dann, »der Flug war lang.«

»Klar, ich nehm die Couch.« Esra widersprach nicht. Sie ging die paar Schritte zum Bett, schälte sich aus der Schichtenkleidung, streckte sich kurz, hörte die Gelenke knacken, ließ die Arme wieder sinken und kroch dann in Unterwäsche ins Bett. Ihr eigenes, weiches Bett, das sich wie ein fremdes anfühlte. Sie seufzte. Als sie aufsah, bemerkte sie den erstaunten Blick des Mädchens auf sich.

»Also, Magda«, sagte Esra im Liegen, »ich mache mir nichts aus prüden Etiketten. Wir wohnen hier zusammen für zwei Wochen und wir wissen beide, wie Frauen aussehen.« Magda nickte schnell. Ein bisschen tat sie Esra leid. Bestimmt war Magda einfach nur zu höflich gewesen, um Esra zu sagen, dass sie die Wohnung doch nicht teilen wollte. Aber jetzt war es egal. Man musste zu seinen Entscheidungen stehen. Esra drehte sich um, dachte kurz an Patricia, biss sich auf die Lippe und schloss dann die Augen. Sie war zurück.

Als sie aufwachte, war es stockdunkel um sie. Ein leises Wimmern im Raum. Esra griff automatisch unter ihr Kissen. Wo war das Messer? Erst als sie den Tisch erkennen konnte, verstand sie. Sie war nicht mehr in San Pedro Sula, ihre Fenster waren nicht mehr vergittert, kein Messer lag mehr unter ihrem Kissen. Sie zwang sich, ruhig zu atmen. Alles war gut. Sie war zurück. Langsam rieb sie sich die Schläfen, in denen das Blut pochte. Nichts war gut.

Das Wimmern hielt an. Esra stand auf und schlich zur Couch, wo Magda lag, das Gesicht verzerrt. Esra wurde mulmig zumute. Sie zwang sich, durchzuatmen. Denk ans Jetzt, sagte sie sich, die Welt dreht sich weiter, du bist nur ein kleines Puzzlestück, nichts weiter. Langsam setzte sie sich auf den harten Couch-

rand. Ihre Hand fand den Weg auf Magdas Stirn ganz von allein. Es fühlte sich gut an. Als könnte sie tatsächlich helfen.

Sie dachte an den kleinen Jungen, an die ruhige Hand seiner Mutter auf der kleinen Stirn. Wie lange war das her? Drei Wochen? Wie sollte sie das je vergessen können? Den Blick, den ihr Camila zugeworfen hatte. Hart und unnachgiebig. Und Esra hatte nichts sagen können, nicht erklären können, warum sie dort war, sie, die reiche Europäerin mit dem Aufnahmegerät, inmitten der *capital de la muerte*, der Hauptstadt des Todes. Sie hatte bloß auf die dunkle Hand auf der kleinen bleichen Stirn gestarrt und sich gefragt, warum diese Hand nicht zitterte. Wie man das schaffte, dem eigenen Kind, das doch nur Kind hatte sein wollen, beim Sterben zuzusehen.

Magdas Wimmern hatte aufgehört, sie atmete tief und ruhig. Esra sah auf den Wecker neben dem Bett. Vier Uhr. In San Pedro Sula wäre sie jetzt schlafen gegangen. In San Pedro Sula hätte sie jetzt ab und zu Schüsse gehört, gemischt mit leiser Radiomusik aus der Küche der Nachbarn. In San Pedro Sula hätte sie jetzt an Patricia gedacht, die im Nebenzimmer zu einem Gott betete, der nie antwortete. Esra ging leise ins Bad. Im Ganzkörperspiegel sah sie so zerschunden aus, wie sie sich fühlte. Die blauen Flecken am Hals, an der Hüfte, den Beinen. Eingetrocknetes Blut von ihrer Lippe auf den Wangen. Müde Augen. Fettige Haare. Schlecht verheilte Kratzer am rechten Arm. Mehr Geist als Mensch. Schnell schloss sie die Augen.

Nachdem sie sie wieder geöffnet hatte, stieg sie in die Dusche. Brennendes Wasser auf ihrer Haut, die nicht mehr an heißes Wasser gewöhnt war. Esra unterdrückte einen Schrei und setzte sich in die Dusche, zog die Beine an. Man gewöhnt sich an alles, dachte sie, während das Brennen langsam nachließ. Sie nahm Magdas Duschschwamm in die Hand und sah

ihn entgeistert an. Wer kaufte sich einen pinken Hello-Kitty-Duschschwamm?

Mit einer energischen Bewegung fuhr Esra mit dem Schwamm über ihr Bein. Sie biss die Zähne zusammen. Morgen würde sie zuallererst zu ihrer Hausärztin gehen. Sanfter rieb sie sich den ganzen Körper ab, das Wasser um sie herum färbte sich rotbräunlich. Nach der Ärztin würde sie in die Natur fahren, vielleicht an den See, wo sie in Ruhe nachdenken, sich ordnen konnte. Kurz dachte sie an Patricia. Was sie wohl gerade machte?

Esra stand vorsichtig auf und fuhr sich durch das nasse Haar. Lockenweise kam es ihr entgegen nach all den Wochen, in denen sie es nachts straff zusammengebunden hatte. *Wenn sie auch nachts kommen*, hatte Patricia gesagt an jenem ersten Tag vor zwei Monaten, *dann musst du vorbereitet sein*. Und Esra hatte stumm genickt, während sie ihre Gastgeberin voller Bewunderung betrachtet hatte. Eine Frau, die genauso alt war wie sie, aber bereits fünf Kinder hatte. Und obwohl Esra nicht verstanden hatte, wer genau in der Nacht kommen sollte, hielt sie sich an Patricias Regeln. Messer unter dem Kissen. Zusammengebundene Haare. Hässlicher Pyjama. Nur für den Fall.

Morgen nach der Ärztin und der Natur würde sie sich die Haare schneiden lassen. Und abends würde sie ihre Eltern besuchen. Einen klaren Kopf bewahren, in Bewegung bleiben, nicht stehen bleiben. Nicht zu viel in Spiegel schauen. Schließlich war alles wie immer. Die Rückkehr nach Deutschland war immer schwer, die ersten Tage waren immer ein Schweben zwischen zwei Welten. Es gab kein Medikament dagegen. Nur warten, bis die eine Welt etwas verblasste und man sie beschreiben konnte. Mit jedem Wort wurde es besser. Es war schließlich ihre Arbeit, eine Arbeit, die sie sich ausgesucht hatte.

Als Esra aus dem Bad trat, kam ihr die Stille fast schon an-

genehm vor. Langsam ging sie an Magda vorbei und legte sich wieder ins Bett.

Esra wurde von einem Windstoß wach. Als sie blinzelte, fiel ihr Berlins stechende Sonne direkt ins Gesicht.

»Himmel«, murkte sie, bevor sie sich aufsetzte. Magda stand in der Kochnische.

»Alles klar?«, fragte sie und Esra wunderte sich, warum sie gestern nicht gemerkt hatte, wie traurig das Mädchen wirkte, wie verloren.

»Ja, und bei dir?« Magda nickte, sagte aber nichts.

»Sag mal«, setzte Esra an, »warum bist du eigentlich ausgerechnet nach Berlin gekommen? Also, ist Wien nicht die bessere Stadt zum Leben?« Magda wich Esras Blick aus.

»Ich musste mal weg«, antwortete sie so leise, dass Esra nur hoffen konnte, sie richtig verstanden zu haben.

»Ist es dir zu eng geworden?« Magda zuckte mit den Schultern und schälte weiter die Orange in ihren Händen.

»Meine Oma ist gestorben«, sagte sie.

»Mein Beileid.« Was für ein unnötiger Satz, dachte Esra, noch während sie ihn aussprach.

»Danke. Geht schon.«

Esra stand auf, ging zu ihrem Kleiderschrank, zog ein T-Shirt heraus und stülpte es sich über den Kopf. Sie, deren Arbeit es war, auf Menschen einzugehen, ihre Ängste zu verstehen, ihrer Wut und Verzweiflung Raum zu geben, all das auf eine Tonspur und dann auf Papier zu bringen, hatte keine Ahnung, was sie dem traurigen Mädchen in ihrem Zimmer sagen sollte. Auf den Tod passte nichts.

»Ich gehe gleich zur Ärztin«, rutschte es ihr heraus, »falls du mitkommen willst.« Magda sah sie irritiert an, dann lächelte sie kurz.

»Nein, danke«, antwortete sie, »aber magst du ein Stück Orange? Ich mag das, die zu schälen, aber eigentlich vertrag ich sie nicht so gut.« Esra nickte und schämte sich dafür, das Mädchen so schnell als langweilig abgestempelt zu haben. Sie setzten sich einander gegenüber, Esra aß die erste Orange, dann die zweite. Als Magda die dritte schälte und Esra ihren Blick von den dünnen Fingern des Mädchens löste, die sich in die Schale bohrten, fragte sie noch einmal: »Also, warum Berlin?« Magda sah von der Orange auf, der Beton in ihren Augen war breit und dunkel.

»Ich ... ich bin hier zur Welt gekommen. Meine Eltern, die haben damals hier gewohnt, weil es in Wien zu der Zeit keine Arbeit gegeben hat, und ich hab gedacht... vielleicht find ich hier ja was.« Esra sah sie fest an.

»Und was? Was würdest du gerne finden?«

»Keine Ahnung, ehrlich gesagt. Aber ich werd's nicht in Wien finden, das weiß ich.« Magda sah Esra ernst an. Esra nickte. Sie wusste, was das Mädchen meinte.

Die Ärztin fuhr mit beiden Daumen über Esras Fuß und dann das Bein hoch. Esra biss die Zähne zusammen und deutete auf die drei Stellen, an denen der Schmerz besonders scharf gestochen hatte. Die Ärztin sah Esra ernst an.

»Was ist Ihnen denn passiert, Frau Leven?«

»Ich bin ...« Wozu lügen, dachte Esra. »Ich bin getreten worden.« Die Ärztin sah sie noch ernster an.

»Haben Sie Anzeige erstattet? Wenn nein, können wir Ihnen helfen. Wir haben ...«

»Es ist okay«, unterbrach Esra sie, »es war nicht hier.«

»Nicht in Berlin?«

»Nicht in Deutschland. In Honduras war das.« Die Ärztin sah nicht glücklicher aus.

»Sind Sie sicher?«, fragte sie und Esra bejahte mit fester, professioneller Stimme.

»Ich muss Sie auf jeden Fall zum Röntgen überweisen«, sagte die Ärztin etwas entspannter, »es kann sein, dass etwas verstaucht ist.« Esra bedankte sich und stand vorsichtig auf. Warum tat jetzt alles mehr weh als noch vor einer Woche? Sie atmete tief durch, zog sich den Mantel an, nahm die Überweisung entgegen und trat aus der Praxis auf die Straße hinaus. Während sie die ersten Häuser der Kurfürstenstraße passierte, griff sie zum Handy.

»Magdalena Haslinger«, meldete sich die flüchtige Stimme.

»Magda, hier ist Esra. Ich fahre in den Wald, hast du Lust?« Esra wusste nicht, warum sie das Mädchen einlud – aus Mitleid oder aus Empathie oder weil sie den Gedanken an diese Hilflosigkeit nicht loswurde, diese Verlorenheit, die durch eine Großstadt niemals besser werden konnte.

»Ich war noch nie hier draußen, auch früher nicht«, sagte Magda, die fest in eine zu große Daunenjacke und einen Schal eingewickelt war, der fast wie ein Teppich aussah. Esra fand diese Aufmachung erst amüsant, dann beneidenswert. Sie war die Kälte nicht mehr gewohnt, nicht nach zwei Monaten Honduras, wo das Thermometer nur in den Bergen unter zehn Grad fiel.

»Wie war's bei der Ärztin?«, fragte Magda. Esra antwortete etwas Bedeutungsloses und dachte weiter an Patricia. Was würde bloß aus ihr werden? Esra wusste, dass sie trotz all der vagen Versprechungen so schnell nicht zurückkehren würde. Wozu auch? Um Mutter Teresa zu spielen, aber ohne Geld, ohne Plan, ohne Glaube? Also würde Patricia weiterhin morgens und abends ihre Kinder zählen und jeden Abend beten, dass die Zahl gleich bleiben würde. Und im Zimmer nebenan würde niemand wohnen oder vielleicht eine andere Journa-

listin, mit dem Auftrag in der Tasche, *das echte Leben in der Hauptstadt des Todes einzufangen*, ohne dabei selbst draufzugehen. Und vielleicht würde Patricia auch diese Journalistin verständnislos begutachten und sich fragen, was diese europäischen Idiotinnen sich dabei dachten, dort hinzureisen, wo man nur blieb, wenn man nicht anders konnte.

Sie waren am Schlachtensee angekommen. Esra atmete tief durch, Kälte und der Geruch nach Wasser und nackten Bäumen in ihren Lungen. Neben sich hörte sie Magda dasselbe tun und als Esra zu ihr hinübersah, wickelte sie sich gerade den Teppich vom Hals und band ihn an ihre Tasche.

»Viel freier so«, sagte Magda, ohne dass Esra etwas gefragt hätte. »Morgen geh ich wieder auf Jobsuche«, fügte sie hinzu, »dann ist alles mal leichter.« Esra sagte nichts. Ein wenig bereute sie es, das Mädchen eingeladen zu haben. Wäre es nicht viel schöner, sich jetzt alleine auf die Bank zu setzen und den See zu betrachten, bis das Wasser ganz nahe erscheinen würde? Sie rief sich zur Vernunft. Melancholisch und alleine am See zu sitzen, würde niemandem helfen.

»Was für einen Job suchst du denn?«, fragte sie Magda.

»Keine Ahnung, irgendwas. Vielleicht was mit Literatur, das würde zum Studium passen ...« Esra nickte. Sie konnte sich daran erinnern, dass ihr das Mädchen etwas von einem Germanistikstudium erzählt hatte. Germanistik oder Anglistik.

»Ein Freund von mir arbeitet in so einer hippen Buchhandlung, die haben ein Café dabei und brauchen ständig wen. Soll ich da mal fragen?« Magda sah sie ungläubig an.

»Das wäre ja mega!«, sagte sie.

»Okay, aber warte erst mal ab«, erwiderte Esra, freute sich aber insgeheim.

Sie gingen langsam um den See herum und redeten über Berlin, über Wien, den Winter, die Uni, dann irgendwann schwie-

gen sie und gingen nebeneinander her. Wie zwei alte Frauen, dachte Esra, wie zwei Zufälle.

Mit frisch geschnittenen Haaren stand Esra im Wohnzimmer der Eltern im Westen Lichtenbergs und ließ sich von ihrer Mutter begutachten.

»Nicht schlecht, ein bisschen kurz vielleicht«, sagte ihre Mutter und strich Esra über den Arm. Esra musste schmunzeln, als sie sich an den Tag vor vielen Jahren erinnerte, an dem sie sich mit ihrer damals besten Freundin die Haare zwei Millimeter kurz rasiert hatte. Ihre Mutter, die sonst immer etwas zu sagen hatte, hatte geschwiegen und dann den Kopf geschüttelt, immer und immer wieder, das ganze Abendessen lang, während Esras Vater eine Schimpftirade nach der nächsten abgelaassen hatte, die Esra nicht ernst nehmen konnte, weil er sich immer wieder verhaspelte.

»Kannst du dich erinnern, als ich ganz, ganz kurze Haare hatte, *anne?*«, fragte Esra und ihre Mutter schnalzte abschätzig mit der Zunge.

»Deine schönen Haare, Kind«, murmelte sie und ging kopfschüttelnd in die Küche. Esra sah sich um. Die Fotos an der Wand waren ausgebleichen, ernste Gesichter von verstorbenen Verwandten neben dem breiten Zahnlückenlächeln einer Esra, die es auch nicht mehr gab. Dazwischen Fotografien aus der ganzen Welt, eine Ananasplantage neben einer indischen Hochzeit neben dem ernstesten Gesicht einer Iranerin auf den Barrikaden. Immer wenn sie in diesem Zimmer stand, erfasste Esra eine tiefe Dankbarkeit. Ihre Eltern, die selbst so viel Unrecht gesehen und erlebt hatten, hängten tatsächlich Esras Fotografien in das Zentrum ihres Lebens. Esra fragte sich, ob Patricia auch gerne eine Fotowand hätte, aber bevor sie weiter darüber nachdenken konnte, rief ihre Mutter aus der Küche.

Esra deckte den Tisch, füllte Wasser in Gläser, holte Brot aus dem Ofen, hörte ihrer Mutter zu, wie sie sich über die dicke Nachbarin beschwerte, und freute sich über das schelmische Lächeln ihres Vaters, der im Türrahmen stand und seiner Frau beim Schimpfen zusah.

»Was sagt die Ärztin?«, fragte ihr Vater sie, kaum dass sie den ersten Bissen im Mund hatte.

»Alles gut«, log Esra. Ihr Vater nickte bedächtig, während ihre Mutter den Kopf schief legte und die Augenbrauen zusammenzog.

»Wann musst du abgeben?«, führte ihr Vater die Routine weiter, die sie gemeinsam nach jeder Rückkehr durchliefen.

»In zwei Wochen den ersten Artikel, und die lange Reportage dann in einem Monat«, antwortete Esra kauend. Ihre Mutter schwieg weiter. Esra sah sie von der Seite an.

»*Anne*, ist alles okay?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht, Kind, sag du es mir.« Die mütterliche Stimme war ungewohnt scharf. Alle drei hörten auf zu essen.

»Was meinst du denn?«

»Wovor hast du Angst, Esra?«, fragte ihre Mutter. »Was ist passiert?« Esra schluckte. Was sollte sie schon sagen?

»Ich hab keine Angst, *anne*, du musst dir keine Sorgen machen.« Ihre Mutter stieß empört Luft aus.

»Keine Sorgen?«, sagte sie kopfschüttelnd. »Hast du dich angesehen? Wie eine Leiche siehst du aus, Augenringe bis zum Boden und einen Blick wie aus dem Grab, und du sagst, ich soll mir keine Sorgen machen? Wir haben dich besser erzogen, das weißt du so gut wie wir. Also rede, Kind. So haben wir dich noch nie gesehen, nein, so noch nie. Nicht einmal nach Mali.« Esra sah auf ihren Teller und versuchte, die Tränen im Zaum zu halten. Sie hörte ihren Vater etwas murmeln.

»Es war ein Albtraum«, sagte Esra schließlich und ihre Stimme zitterte dabei. »Es war wirklich wie im Krieg, nur ohne Militär, und ... Und das Schlimmste ist, wie normal alles ist, es ist eben kein Krieg, aber trotzdem ... So viele sterben, Erwachsene, Kinder, alle wegen der *maras*, aber niemand traut sich, was dagegen zu sagen, und alle ... und ich ... wie soll ich das denn aufschreiben, wie soll das denn gehen?« Sie starrte auf die Tischplatte, sah den Tränen beim Tropfen zu.

Ihre Eltern schwiegen lange, bis ihr Vater irgendwann sagte: »Ist doch egal, wie, Kind. Hauptsache, du erzählst es. Dann hören es andere, die es davor nicht gewusst haben. Und wer hört, der handelt.« Esra wischte sich über das Gesicht.

»Danke, *baba*.« Sie ergriff seine Hand, die neben ihrer lag, und mit der anderen die ihrer Mutter auf der rechten Seite. Sie schloss die Augen. Vielleicht hatte ihr Vater recht. Vielleicht war das Einzige, was aus all dem werden konnte, die Geschichten der Mütter von San Pedro Sula zu erzählen. Wenigstens das.